

## KAFKAS KATZE - Prolog

Die in diesem Buch gesammelten Texte orientieren sich an den Befindlichkeiten und Zuständen, die man mit Franz Kafka gemeinhin verbindet: Bedrohung, Ohnmacht, Angst, Fremdheit, Unheimlichkeit, Paradoxie. Insofern liegt diesem einleitenden Zugang zu Kafka der Gedanke zugrunde: Wie eigentlich schreibt Kafka, um sie zu erzeugen, sodass sie uns als Leser faszinieren, als Autoren motivieren?

In einer seiner kürzesten Geschichten, in ‚Kleine Fabel‘ von 1920, lässt Franz Kafka die Maus sagen: *„Ach, die Welt wird enger mit jedem Tag. Zuerst war sie so breit, dass ich Angst hatte, ich lief weiter und war glücklich, dass ich endlich rechts und links in der Ferne Mauern sah, aber diese langen Mauern eilen so schnell aufeinander zu, dass ich schon im letzten Zimmer bin, und dort im Winkel steht die Falle, in die ich laufe.“*

Die Maus redet, während sie läuft. Was ist das Motiv ihres Laufens? Die Falle am Ende ihres Weges wird es nicht sein, sie läuft nicht bewusst von weither genau dorthin, wo es aus ist mit ihr. Was ist am Anfang des Weges? Die breite Welt. Sie ist das Gegenteil der Falle. Breit, das ist weit, offen, ohne Begrenzung. Sie reagiert darauf mit dem Gefühl der Angst. Platzangst befällt sie. Sie ist haltlos, ohne Orientierung, ohne Sicherheit. Aber sie handelt, sie läuft, die Angst treibt sie. Es ist weniger ein irgendwohin laufen, es ist ein Weglaufen.

In Kafkas Erzählung der ‚Aufbruch‘ hört der Herr in der Ferne ein Trompetensignal. Er fragt seinen Diener, was das bedeute. Der Diener weiß es nicht, er hört die Trompete gar nicht. Der Herr möchte ausreiten. Der Diener fragt seinen Herrn: „Wohin reitest du, Herr?“ Der Herr antwortet: „Ich weiß es nicht, nur weg von hier, nur weg von hier. Immerfort weg von hier, nur so kann ich mein Ziel erreichen.“ Der Diener ist mit der Antwort nicht zufrieden und fragt nach: „Du kennst also dein Ziel?“ Der Herr antwortet „Ja.“ Und dann muss sich der Diener zurechtweisen lassen, weil der Herr das Ziel schon formuliert hat und es jetzt wiederholen muss: „Ich sagte es doch: Weg-von-hier, das ist mein Ziel.“

Uns Lesern geht es wie dem Diener. Wir verstehen die Antwort zunächst nicht. Das Ziel wird nicht genannt. Es ist nichts, was am Ende eines Weges zu erreichen wäre. Wenn der Herr in seiner Antwort auf den Weg verweist, dann fällt uns vielleicht ein: Der Weg ist das Ziel. Aber es ist nicht einfach der Weg, es ist der, „Weg-von-hier“, oder das weg von hier. Es geht eher um eine Haltung, eine Bereitschaft, sich zu bewegen, aufzubrechen.

Zurück zur Maus. Sie will auch weg. Sie hört kein Signal, dass sie in die Ferne locken könnte. Sie bewegt sich in der Welt, die so „breit“ ist. Sie macht ihr Angst. Deshalb flieht sie, weg von ihrem Hier, das ist die Weite, die Offenheit. Dann scheint sie ihr Ziel erreicht zu haben: die Mauern, denn die Weite hat ein Ende, eine Grenze. Aus dem Gefühl der Angst wird das Gefühl des Glücks. Aber das kann sie nicht festhalten. Sie bleibt nicht da, wo ihr die Mauern rechts und links Schutz geben könnten. Die Mauern sind kein Ziel. Sie ist auf dem Weg. Immer noch weg von... Sie läuft weiter.

In Kafkas Parabel ‚Vor dem Gesetz‘ gibt es eine Gegenfigur zur Maus, den Mann vom Lande. Er bricht auch auf. Er hat ein Ziel: Er will in das Gesetz hineingehen. Vor dem Eingang zum Gesetz steht aber ein Türhüter, der ihm mitteilt, dass er ihn jetzt nicht einlassen könne. Im Gegensatz zur Maus bewegt sich der Mann vom Lande nicht. Er steht oder sitzt vor diesem vom Türhüter bewachten Eingang, und zwar sein Leben lang. Bevor er stirbt, fragt er den Türhüter, warum denn hier keiner eingelassen werden wollte, denn schließlich streben doch alle nach dem Gesetz. *„Hier konnte niemand sonst Einlass erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt.“* Auf diese, seine eigene, Möglichkeit ist der Mann vom Lande nicht gekommen, denn das abschreckende Auftreten des Türhüters, die Aussicht, dass die nach ihm kommenden Türhüter noch viel mächtiger seien als er, versetzen den Mann

vom Lande in Angst, sodass er zum Handeln, das heißt, durch die Tür zu gehen, nicht fähig ist. Wie die Maus macht er sich zum passiven Objekt, was ihn daran hindert, sein Ziel zu erreichen. Sein Weg von hier entpuppt sich als ein Weg von sich selbst, weil er die für ihn vorgesehene Möglichkeit nicht zu realisieren versteht.

Die Maus redet über ihren Weg. Aber sie redet nicht mit sich selbst. Sie hat auch einen Gesprächspartner: die Katze. Die sagt zur Maus: „*Du musst nur die Laufrichtung ändern*“. Wie einfach! In einer Änderung ihres Tuns läge die Auflösung ihrer Ausweglosigkeit. Sie müsste das Gegenteil von dem tun, was sie tut. Das ist ihre Möglichkeit. Die aber kann sie nicht nutzen, weil das Ziel ihrer möglichen Änderung Angst macht: die Offenheit. Auch die Maus bewegt sich weg von sich selbst. Dass nun die Katze die Gesprächspartnerin der Maus ist, stellt die Maus in eine immer schon geltende Bedingung ihres Lebens hinein: Die Katze ist ihr Todfeind. Und deshalb geschieht, was geschehen muss: „*sagte die Katze und fraß sie.*“ Mit seinem Todfeind kann man nicht reden. Was die Katze sagt, ist richtig, aber dass sie es sagt, ist lächerlich, zynisch. Sie ist der Tod und sonst nichts. Zur Maus gehört aber der Tod, weil sie als lebendige Maus in ihrer Unfähigkeit zur Veränderung schon tot ist. Sie bewegt sich, sie bemüht sich, macht aber alles falsch. Hat sie überhaupt eine Chance, davonzukommen? Nein, die hat sie nicht, weil die Katze immer schon zu ihr gehört. Sie müsste es schaffen, jenseits der Katze zu leben, aus diesem ihrem Hier-Sein wegzukommen. Wie soll das gehen? Die Angst vor der weiten Offenheit führt sie notwendig in die Enge, in der aus dem Objekt das Opfer wird. Die Falle wartet.

Bei Tom und Jerry ist das anders. Tom, die Katze, schafft es nie, Jerry, die Maus, zu erwischen. Wir lachen darüber, weil in diesem Spiel sich alle ängstlichen Erwartungen auflösen, sodass wir, mitspielend, befreit auflachen können.

Fazit: Die Unfähigkeit zur Auseinandersetzung mit der Offenheit aller Möglichkeiten, die Unfähigkeit zur Veränderung ist die Unfähigkeit zum Leben. Das Leben jedoch, wie begegnet es uns, wenn wir Kafka lesen? Es ist das, was uns zum Objekt macht, oder genauer, was uns dazu bringt, uns selbst zum Objekt zu machen, weshalb wir keine Chance haben, der vernichtenden Bedrohung zu entkommen, wir mögen uns bemühen, laufen und laufen, wie wir wollen. Und immer neue Bedrohungen sind da. Aber wir, die wir außerhalb der Kafka-Texte leben, erleben uns doch immer noch als entscheidendes Zentrum unserer Handlungen. Wir glauben wenigstens daran. Bei Kafka haben alle Figuren damit zu tun, irgendeiner sie treffenden Bedrohung zu entkommen. Jedoch kommen sie aus dem engen Kreis der ihnen vorgegebenen Bedingungen, die sie erleben als Hindernisse, Verzögerungen, falsche Versprechungen, undefinierbarkeiten, nicht heraus.

Kafka beschreibt diese Unfassbarkeit, diese alptraumartige Unfähigkeit in einem Ton der Selbstverständlichkeit, als sei diese Fesselung das Normalste der Welt. Nüchtern, kühl, distanziert ist seine Sprache. Es ist bekannt, wie Kafka seine Texte in Lesungen vortrug: kühl, sachlich, ohne jede dramatisierende oder emotionalisierende Deklamation, wie das zu seiner Zeit üblich war. Der kurze Klageruf der Maus am Anfang der Fabel, „*Ach*“, findet kein Mitleid, geschweige denn eine Hilfsbereitschaft oder gar praktische Hilfe. Ihre Vernichtung wird nur protokollarisch festgestellt. Im Stil kühler, nüchterner Beobachtung läuft das Geschehen ab. Einen Erzähler, der eingreift, gibt es nicht. Die Katze funktioniert, weil sie die Katze der Maus ist. Die Maus ohne Katze gibt es nicht. Wo die Maus ist, ist auch die Katze die Bedingung ihres Lebens. Auch die Maus funktioniert, weil sie die Maus der Katze ist. Sie läuft weg von der Gefahr. Aber ihr Weglaufen von der Gefahr ist ein Hineinlaufen in die Gefahr. Das Leben ist paradox. Das eine ist falsch, das Gegenteil auch. Man zappelt im Netz, weil man sich retten will vor dem Netz, aber man kommt nicht heraus, weil man es gar nicht sieht.

Allenfalls sieht man eine Masche und hält sie für die Welt, die Welt aber ist die Unendlichkeit aller unbekanntenen Maschen.

\*

Warum solche abgründigen Texte? Dazu braucht es einen Autor, der mit dem Abgrund lebt, für den die entmündigende fatale Paradoxie persönliche Lebenserfahrung ist. Wir, die Leser, distanzieren uns, wir weisen von uns, dass die Welt, in der wir leben, so unheimlich ist. Wir sind normal, gesund. Kafka kennt uns so, hat aber seine besondere Sicht auf uns. In seinem Tagebuch beschäftigt er sich mit Gespenstern, das sind bedrückende, ihn verfolgende Vorstellungen im Kopf: „... *am Morgen sind sie sämtlich, wenn auch noch unkenntlich, da, und nun beginnt wieder beim gesunden Menschen ihre tägliche Vertreibung.*“ Er blickt tiefer. Franz Kafkas Zeit ist auch die Zeit von Sigmund Freud. Wovon Kafka erzählt, das ist die von Freud so genannte dritte Kränkung des Menschengeschlechts. Nach den Kränkungen durch Kopernikus, wir sind nicht Mittelpunkt des Universums, und durch Darwin, wir sind nicht Gottes unmittelbares Geschöpf, sondern wir haben uns aus dem Tierreich entwickelt. Freuds Blick nach innen ließ ihn feststellen, wir Menschen seien nicht einmal Herr im eigenen Haus. Wir seien uns selbst ausgeliefert durch bedrängende unbewusste Kräfte in uns.

Franz Kafka wurde am 3. Juli 1883 in Prag geboren. Er wurde nur 41 Jahre alt. 1924 starb er an Tuberkulose in einem Sanatorium bei Wien. In Prag ist er begraben, auf dem Straszneizter Friedhof. Er machte 1901 sein Abitur. Die Unterrichtssprache im Gymnasium war Deutsch. Zwei Drittel der Schüler waren Juden. Kafka war Jude. Bis 1906 studierte er an der deutschen Karls-Universität in Prag und schloss sein Studium mit dem juristischen Doktorgrad ab. Er arbeitete als Jurist in der Verwaltung einer Versicherungsanstalt, stieg als Beamter in eine leitende Funktion auf, ließ sich wegen seiner Erkrankung zwei Jahre vor seinem Tod, 1922, pensionieren. In den Krieg musste er nicht, seine Arbeit wurde zur Angelegenheit öffentlichen Interesses bestimmt. Dem aktuellen Geschehen stand er fern. Sein Eintrag im Tagebuch: „*Deutschland hat Russland den Krieg erklärt. Nachmittag Schwimmschule.*“

Franz Kafka kannte sein Ziel. Er wollte schreiben. Davon werde er nicht lassen, „*da ich nichts anderes bin als Literatur und nichts anderes sein kann und will.*“ Aber zwischen ihm und der Literatur ist der Weg zu ihr, voller Hindernisse, qualvoll erlitten. Das „Bureau“ war ein Hindernis. An Felice, die Freundin: „*Schreiben und Bureau schließen einander aus, denn Schreiben hat das Schwergewicht in der Tiefe, während das Bureau oben im Leben ist. So geht es auf und ab und man muss davon zerrissen werden.*“

Sein Schreiben erscheint wie ein magischer Akt. An Felice: „*Ich brauche zu meinem Schreiben Abgeschlossenheit, nicht wie ein Einsiedler, das wäre nicht genug, sondern wie ein Toter. Schreiben in diesem Sinne ist ein tieferer Schlaf, also Tod, und so wie man einen Toten nicht aus seinem Grab ziehen wird und kann, so auch mich nicht vom Schreibtisch der Nacht.*“ Schreiben jenseits der Arbeit, der Geselligkeit. Kafka lebte in zwei Welten, in der Welt des Bewusstseins und in der des Unbewusstseins. Er wusste von seiner Spaltung. An seine Schwester Ottla schrieb er: „*Ich schreibe anders als ich rede, ich rede anders als ich denke, ich denke anders als ich denken soll und so geht es weiter bis ins tiefste Dunkel.*“ Kafka war sich der Eine und der Andere zugleich, nicht ein und derselbe. Noch schärfer formuliert er im Tagebuch, als es darum ging, was er mit Juden gemeinsam habe: „*Ich habe kaum etwas mit mir gemeinsam und sollte mich ganz still, zufrieden damit dass ich atmen kann in einen Winkel stellen.*“ Isolierung von sich selbst, von der Vielfalt seiner Möglichkeiten, Selbstentfremdung, Reduzierung auf das Atmen, weil die Gefahr der Erstickung droht, traumatische Angst des Tbc-Kranken, und Rückzug in den literarisch vielfach gestalteten, ausweglosen Winkel verderben das Erlebnis einer vollen menschlichen Persönlichkeit.

Immerhin gibt es einen Anker, an dem man sich halten könnte. In seinen Aphorismen heißt es: *„Der Mensch kann nicht leben ohne dauerndes Vertrauen zu etwas Unzerstörbarem“*, relativiert aber, *„wobei sowohl das Unzerstörbare als auch das Vertrauen ihm dauernd unbekannt bleiben können.“* Aber das Bewusstsein solcher Unzerstörbarkeit greift nicht tröstend in die Realität ein, denn die ist abgetrennt von der Wahrheit, sie ist Schein. Im Tagebuch: *„Alles Phantasie, die Familie, das Bureau, die Freunde, die Straße, alles Phantasie (...) Wahrheit aber ist nur, dass du den Kopf gegen die Wand einer fenster- und türlosen Zelle drückst.“* Die Spaltung wird zur Selbstzerschneidung wie in einem Brief an Max Brod: *„Vorstellungen wie z.B., dass ich ausgestreckt auf dem Boden liege, wie ein Braten zerschnitten bin und ein solches Fleischstück langsam mit der Haut einem Hund in die Ecke zuschiebe – solche Vorstellungen sind die tägliche Nahrung meines Kopfes.“* Nahezu Leidensfreude im Tagebuch: *„Heute früh zum erstenmal seit langer Zeit wieder die Freude an der Vorstellung eines in meinem Herzen gedrehten Messers.“* Und auch die sadistische Variante von Leiden, wieder im Tagebuch: *„Nur das Pferd ordentlich peitschen! Ihm die Sporen langsam einbohren, dann mit einem Ruck sie herausziehen, jetzt aber mit aller Kraft sie ins Fleisch hineinfallen lassen.“*

Franz Kafka war nicht einsam. Er bezog sich auf einen intensiven, nahezu ausschließlich jüdischen, Freundeskreis in Prag. In seinem Tagebuch notiert er: *„Glück, mit Menschen beisammen zu sein.“* Sein Freund Max Brod stellte jedoch fest, wie wenig präsent er in der Geselligkeit war: *„Es wäre auch schwer gewesen, ihn zu bemerken, der so selten das Wort ergriff und dessen äußeres Wesen überhaupt eine tiefe Unauffälligkeit war, sogar seine eleganten, meist dunkelblauen Anzüge waren unauffällig und zurückhaltend wie er.“*

Was wiederum im Gegensatz dazu steht, ist seine auffallende Bereitschaft, mit jungen Frauen zu flirten. Im Tagebuch notierte er: *„Was für Verirrungen mit Mädchen. Ich zähle: es sind seit dem Sommer mindestens 6. Ich kann nicht widerstehn, es reißt mir förmlich die Zunge aus dem Mund, wenn ich nicht nachgebe eine Bewunderungswürdige zu bewundern und bis zur Erschöpfung der Bewunderung (die ja angeflogen kommt) zu lieben.“* Wie ist das möglich? Im Flirt erlebte er die Freiheit, mit Frauen sprachlich umgehen zu können, ohne sich sexuell mit ihnen vereinen zu müssen. Davor hatte er Angst.

Bordelle suchte er trotzdem auf oder gerade deshalb. An Max Brod schrieb er: *„Recht hast Du, wenn Du sagst, dass mir das Tiefere des eigentlichen Sexuallebens verschlossen ist; das glaube ich auch.“* In einem anderen Brief teilte er mit, *„dass der Körper jedes zweiten Mädchens mich lockte, der Körper jenes Mädchens, in das ich (deshalb?) meine Hoffnung setzte, gar nicht. Solange sie sich mir entzog oder solange wir eines waren, war es nur eine Drohung von Ferne und nicht einmal gar so ferne, sobald aber irgendeine Kleinigkeit geschah, brach alles zusammen. Ich kann nur das lieben, was ich so hoch über mich stellen kann, dass es mir unerreichbar wird.“* Kafka de-sexualisierte, indem er das Ziel seines Begehrens so hoch postierte, dass es, idealisiert, seine Wirklichkeit verlor. Er sublimierte. Auch ein Weg von der triebhaften Sexualität zur Gestaltung in der Kunst.

Drei Frauen waren in seinem Leben entscheidend: seine Schwester Ottla, Felice Bauer, eine Stenotypistin aus Berlin, mit der er sich 1914 verlobte und ab 1920 Milena Jesenska, Journalistin, eine unglücklich verheiratete Frau. Milena wurde von Kafka vor ihrer Beziehung vorbereitet. Er schrieb ihr von einer sexuellen Begegnung mit einer Verkäuferin, nach der er glücklich war, *„dass das Ganze nicht noch abscheulicher, nicht noch schmutziger gewesen war.“* Im Tagebuch: *„Der Coitus als Bestrafung des Glückes des Beisammenseins. Möglichst asketisch leben, asketischer als ein Junggeselle, das ist die einzige Möglichkeit für mich, die Ehe zu ertragen. Aber wie?“* Milena versuchte, Max Brod Kafkas Störung zu erklären. *„Ich habe seine Angst eher gekannt, als ich ihn gekannt habe. Ich habe mich gegen sie gepanzert,*

*indem ich sie begriffen habe. In den vier Tagen, in denen Frank (Milena nannte Kafka so) neben mir war, hat er sie verloren. Wir haben über sie gelacht. Ich weiß gewiss, dass es keinem Sanatorium gelingen wird, ihn zu heilen. Er wird nie gesund werden, Max, solange er diese Angst haben wird. Und keine psychische Stärkung kann diese Angst überwinden, denn die Angst verhindert die Stärkung. Diese Angst bezieht sich nicht nur auf mich, sondern auf alles, was schamlos lebt, auch beispielsweise das Fleisch. Das Fleisch ist zu enthüllt, er erträgt nicht, es zu sehen.“* Die körperliche Nähe ist nur zu ertragen im Verbergen. Die Natürlichkeit des nackten Körpers stößt ihn ab oder macht ihm Angst.

Mit Felice war er schließlich bereit, eine Ehe einzugehen. Das konnte nicht gut gehen. Ihrem Vater stellt er sich als künftiger Schwiegersohn vor: *„Da ich nichts anderes bin als Literatur und anderes sein kann und will, so kann mich mein Posten niemals zu mich reißen, wohl aber kann er mich gänzlich zerrütten. Davon bin ich nicht weit entfernt. (...) Sie könnten fragen, warum ich diesen Posten nicht aufgabe und mich - Vermögen besitze ich nicht - nicht von literarischen Arbeiten zu erhalten suche. Darauf kann ich nur die erbärmliche Antwort geben, dass ich nicht die Kraft dazu habe und, soweit ich meine Lage überblicke, eher in diesem Posten zugrundegehen, aber allerdings rasch zugrundegehen werde.*

*Und nun stellen Sie mich Ihrer Tochter gegenüber, diesem gesunden, lustigen, natürlichen, kräftigen Mädchen. Sooft ich es ihr auch in etwa fünfhundert Briefen wiederholte und sooft sie mich mit einem allerdings nicht übereugend begründeten „Nein“, beruhigte - es bleibt doch wahr, sie muss mit mir unglücklich werden, soweit ich es absehen kann. Ich bin nicht nur durch meine äußerlichen Verhältnisse, sondern noch viel mehr durch mein eigentliches Wesen ein verschlossener, schweigsamer, ungeselliger, unzufriedener Mensch, ohne dies aber für mich als ein Unglück bezeichnen zu können, denn es ist nur der Widerschein meines Zieles. Aus meiner Lebensweise, die ich zu Hause führe, lassen sich doch wenigstens Schlüsse ziehen. Nun, ich lebe in meiner Familie, unter den besten und liebevollsten Menschen, fremder als ein Fremder. Mit meiner Mutter habe ich in den letzten Jahren nicht zwanzig Worte täglich gesprochen, mit meinem Vater kaum jemals mehr als Grußworte gewechselt. Mit meinen verheirateten Schwestern und den Schwägern spreche ich gar nicht, ohne etwa mit ihnen böse zu sein. Der Grund dessen ist einfach der, dass ich mit ihnen nicht das Allergeringste zu sprechen habe. Alles, was nicht Literatur ist, langweilt mich und ich hasse es, denn es stört mich oder hält mich auf, wenn auch nur vermeintlich. Für Familienleben fehlt mir dabei jeder Sinn außer der des Beobachters im besten Fall. Verwandtengefühl habe ich keines, in Besuchen sehe ich förmlich gegen mich gerichtete Bosheit. Eine Ehe könnte mich nicht verändern, ebenso wie mich mein Posten nicht verändern kann.“* Eine sonderbare Werbung eines Bräutigams bei dem Vater seiner Braut. Sein Weg zu ihr ist formuliert als ein Weg weg von ihr.

Ende 1917 trennte sich Kafka von Felice endgültig. Durchaus kein kühl vollzogener Akt. Kafkas Spaltung war schmerzvoll erlebt. An seine Schwester Ottla: *„Die Tage mit F. waren schlimm (abgesehen vom ersten Tag, an dem wir von der Hauptsache noch nicht gesprochen hatten), und am letzten Vormittag habe ich mehr geweint als in allen Nach-Kinderjahren. Natürlich wäre es aber viel schlimmer oder unmöglich gewesen, wenn ich irgendeinen Rest irgendeines Zweifels an der Richtigkeit dessen gehabt hätte, was ich tat. Derartiges gab es nicht, nur widerspricht es leider der Richtigkeit eines Handelns nicht, dass dieses Handeln ein Unrecht ist und es umsonst wurde durch Ruhe und besonders durch die Güte, mit der sie es aufnahm. Als Auflösungsgrund der Verlobung gilt nach außen hin nur die Krankheit, so habe ich es auch dem Vater gesagt.“*

Im August 1917 spuckt Kafka Blut beim Husten. Lungentuberkulose. Damals nicht heilbar.

War sein Vater der Schuldige? Am Gefühl der Ohnmacht, an der Angst, am Gefühl des Versagens? Er war die herrschende autoritäre Überfigur. Schauen wir auf ein Erlebnis des jungen Franz mit seinem Vater. Im Brief an den Vater beklagt er sich: *„Ich war schon niedergedrückt durch Deine bloße Körperlichkeit. Ich erinnere mich z.B. daran, wie wir uns öfters zusammen in einer Kabine auszogen. Ich mager, schwach, schmal, Du stark, groß, breit, ich an deiner Hand, ein kleines Gerippe, unsicher bloßfüßig auf den Planken, in Angst vor dem Wasser, unfähig Deine Schwimmbewegungen nachzumachen, die Du mir in guter Absicht, aber tatsächlich zu meiner tiefen Beschämung immerfort vormachtest, dann war ich sehr verzweifelt und alle meine schlimmen Erfahrungen auf allen Gebieten stimmten in solchen Augenblicken großartig zusammen.“* Der Vater, die Körperkraft. Franz, der Schwächling. Er ist niedergedrückt. Warum? Er hätte doch stolz sein können: Mein Vater ist stark. Franz ist unsicher, ängstlich, unfähig, schamvoll. Franz, das Weichei. Kein Gedanke darüber, dass alle geforderten Bewegungen durch Übung gelernt werden könnten. Noch als erwachsener Mann war Franz Kafka der Schmächtige. Er war 1,82 m groß, für seine Zeit erheblich, aber wog nur 65 kg. Möglich, dass der Vater die Angst des Sohnes nicht bemerkt hatte oder nicht bemerken wollte.

Allerdings, die tröstend-aufmunternde Begleitung fehlte, wie so oft damals. Die gestellte Aufgabe war deshalb nicht seine Aufgabe, die ihn dem starken Vater ein Stück näher gebracht hätte. Sie war die übermächtige Bedrohung von außen. Die Förderung bohrte sich als Forderung in die immer schon, vor dem Vater, ängstliche Seele des kleinen Franz, sodass er versagend in Scham versank. Der mögliche Weg zu seinem Vater war der Weg weg von ihm. Und dann kamen die Gespenster und sagten Guten Tag.

\*

An diesen skizzenhaften biographischen Notizen lässt sich wohl erkennen, dass zwischen den literarischen Figuren und ihren Situationen in seinen Texten und ihm selbst als Person Ähnlichkeiten bestehen. Aber Kunst will mehr sein als Veröffentlichung von privaten Befindlichkeiten. Sie beansprucht Allgemeingültigkeit, in der die private Biographie allenfalls als Exempel des Allgemeinen eingeht. Das nun leistete Kafka durchaus, wie einige Beispiele deutlich machen.

Max Weber hat 1917 das Wort von der „Entzauberung“ der Welt geprägt. Der Glaube des Menschen, mit Hilfe magischer Mittel zu erfahren, welche Mächte das Leben steuern, wird zunehmend ersetzt durch Intellektualisierung und Rationalisierung aller Lebensbereiche. Wenn man nur wollte, könnte man erfahren, mit rationaler Berechnung, wie das Leben funktioniert. Aber das ist ein Irrtum, sagt Max Weber. Der Versuch, den gesamten Komplex der rational eingesetzten technischen Mittel zu durchschauen, scheitert. Unser Leben ist geteilt in immer wachsende spezielle Teilbereiche, deren Vertreter die der anderen Teilbereiche kaum mehr verstehen. Wir, die Spezialisten und die durchaus Kenntnisreichen, bleiben immer draußen, erfahren uns als die, die nichts verstehen. Das ist die Situation, in die Kafka seine Figuren hineinstellt.

Zur Vermittlung der scheinbar getrennten Lebensbereiche schafft sich der moderne Mensch die Institution schlechthin: die Bürokratie. Kafka war in seinem Beruf Teil der Bürokratie, sein Bureau. Bürokratie ordnet, teilt zu, nimmt weg, funktioniert und lässt uns funktionieren. Wer zu ihr geht, kann sie erleben als andere Welt, fremd, geschlossen, abweisend, fordernd und immer drückt das Gefühl der Unterlegenheit. Der Mann vom Lande erstarrt vor ihrer Macht. Sie ist für ihn da, Instrument für seine Interessen, er aber lässt sich von ihr instrumentalisieren. Keiner ist persönlich zu packen, keiner ist verantwortlich, alle führen nur aus, aber die, die ausführen, weisen an, verfügen, bestimmen oder verweisen auf

einen anderen Platz, wo wieder verwiesen wird. Immer weg von hier. In dieser undurchschaubaren Anonymität gelangt keine der Figuren Kafkas an ein vorgestelltes Ziel. Sie sind ständig unterwegs und bleiben doch immer draußen. Die Bürokratie ist wie die Figur Odradek in einer Erzählung Kafkas: *„Das Ganze erscheint zwar sinnlos, aber in seiner Form abgeschlossen.“*

Was Wirklichkeit zu sein beansprucht, ist Schein. Karl Marx weist auf solchen Schein hin, indem er mitten in der rationalen Welt der Ökonomie auf den Fetischcharakter der Ware hinweist. Als ob die Ware, ein Ding, das man kauft oder verkauft, einen Wert an sich haben kann. Die menschliche Arbeit macht sie zum Wert. Die Illusion eines vom Menschen unabhängigen Wertes der Dinge wird perfekt im Geld. Geld ist der Schein des selbstständig gewordenen Wertes. Der Umgang mit ihm, losgelöst von den Dingen, die es repräsentiert, ist reiner Schein, dem nichts in der Welt der realen Dinge entsprechen muss. Kafka war ständig beschäftigt mit dem Problem des Scheins im menschlichen Leben: *„Alles Phantasie.“* Die Maus läuft weg, als ob das Weglaufen schon ihre Angst lösen würde. Ihr Wert ist das Laufen. Nein, ihr Wert wäre das Laufen zum wirklichen rettenden Ziel. Ihr Laufen verselbstständigt sich. Ihr Laufen ist Schein. Am Ende wartet die Katze.

Kafkas Zeitbezug bedeutet nun nicht, dass er seine Figuren in die realen Situationen seiner Zeit hineinstellte, er war kein Naturalist, er schrieb nicht vom Banker, vom Verwaltungsbeamten, vom Ingenieur, um sie in ihrer Berufsarbeit genau zu beschreiben. Er abstrahierte von diesen konkreten Zeitbezügen, verallgemeinerte und machte daraus eine Bildersprache, die sich rätselhaft ausnimmt. Was ist die Katze in der Kleinen Fabel, was ist das ferne Trompetensignal, das nur der Herr hören kann? Was ist das für ein Licht, das der Mann vom Lande, schon fast erblindet, in der Ferne sieht? Was ist das für ein Gesetz, in das man wie in ein Gebäude hineingehen kann? In dieser metaphorischen Verallgemeinerung war er nicht nur Schriftsteller seiner Zeit, sondern gewann Überzeitlichkeit.

Solcher Anspruch ist mit den hier vorgelegten Texten nicht verbunden. Es ist bedeutend genug, wenn sie in ihren überraschenden Variationen der Kafka-Welt von seiner immer noch wirksamen Lebendigkeit zeugen.

Dietrich Garstka